

Wittgenstein und das Projekt einer pragmatisch-genealogischen Philosophie der Sprache

Stefan Tolksdorf, Potsdam

„Unser Sprachspiel ist ein Ausbau des primitiven Benehmens“
(L. Wittgenstein)

Abstract

John Searle hat vor wenigen Jahren kritisch bemerkt, dass es der Sprachphilosophie nicht gelungen sei, Sprache selbst als Erweiterung natürlicher Formen des Sinnvollen verständlich zu machen. Die vorliegende Abhandlung nimmt diesen Einwand auf und skizziert im Anschluss an die Spätphilosophie Wittgensteins das Projekt einer pragmatisch-genealogisch ausgerichteten Philosophie der Sprache. Ziel eines solchen Projekts ist es, propositionale Sprachformen als Ergebnis einer pragmatischen Erweiterung basalerer Sinnformen auszuweisen. Eine so verstandene Sprachphilosophie richtet sich gegen propositionalistische (McDowell, Abschnitt 2) und inferentialistische (Brandom, Abschnitt 3) Engführungen des Sinnbegriffs auf sprachliche Gehalte. Der Raum des Sinns fällt nicht mit dem Raum des Propositionalen zusammen. Vielmehr haben wir es mit einem Kontinuum des Sinns zu tun, welches das Erzählen pragmatischer Konstitutionsgeschichten für die einzelnen Stufen sinnvoll erscheinen lässt. Gezeigt werden soll, wie der Spracherwerb als Er-rungenschaft eines Akteurs verständlich gemacht werden kann. Im Zuge dieser Aufgabe werden Gemeinsamkeiten zwischen Wittgensteins Sprachphilosophie und der Entwicklungspsychologie Bruners dargestellt.

1. Einleitung¹:

Die vorliegende Arbeit thematisiert den Zusammenhang zwischen Sprache auf der einen und Sinn (Gehalt, Bedeutung, Normativität) auf der anderen Seite. Dieses Verhältnis kann auf zweifache Weise missverstanden werden,

1 Ich danke Hans Julius Schneider, Claudio Roller und David Löwenstein für die

wobei das mit einer Geringschätzung der Sprache zusammenhängende Missverständnis eher in einem von der Philosophie des Geistes geprägten Kontext beheimatet ist, das andere, mit einer Überbewertung der Sprache verbundene, in der Regel unter Sprachphilosophen anzutreffen ist. Es kommt zu einer Unterschätzung des Sprachlichen, wenn semantische Ausdrucksformen im engeren Sinne lediglich die Funktion zugeschrieben bekommen, innere Repräsentationen in einem öffentlichen Diskursraum zu stellen. Dieser Perspektive folgend, wird ein bereits vor-sprachlich gegebener Gehalt im Zuge des Spracherwerbs in eine neue, intersubjektiv transparente Form gegossen.² Erklärungsansätze dieser Art gehören dem mentalistischen bzw. psychologischen Paradigma an. Der Leser denke exemplarisch an die späteren Schriften Searles.³

Die erwähnte Überschätzung der Sprache soll dagegen unter das Etikett „Propositionalismus“ gebracht werden. Da in der philosophischen Gegenwartsliteratur auch bezogen auf Wahrnehmungs- und Rechtfertigungsprozesse vom Propositionalismus gesprochen wird, sei die hier gemeinte semantische Variante wie folgt umrissen⁴: Die mit Bezug auf den Zusammenhang von Sprache und Sinn zentrale These lautet, dass Sinnstrukturen und begrifflich-propositionale Gehalte aneinander gebunden sind. Eine solche Anbindung impliziert, dass „außerhalb des Propositionalen“ gleichbedeutend mit „außerhalb des Sinnvollen“ ist. Zu einer Überbewertung des Sprachlichen kommt es deshalb, weil propositionale Strukturen ihrem Wesen nach sprachlicher Art sind.

Der Versuch, beide Missverständnisse zu vermeiden kommt einem Problem des *Anfangs* gleich: Wo sollte der Philosoph beim Verstehen sprachlicher Formen anfangen? Wittgenstein bringt das darin enthaltende Problem wie folgt auf den Punkt:

kritische Durchsicht des Manuskripts und für viele interessante Anregungen und Verbesserungen.

- 2 Es gibt gute Gründe davon auszugehen, dass mentalistische Ansätze nicht in der Lage sind, einen intersubjektiv geteilten Bedeutungsraum sicher zu stellen. Der angestrebte Weg von Innen nach Außen krank an der Tatsache, dass andere lediglich Hypothesen darüber aufstellen können, was der andere mit seinen Worten wohl gemeint habe.
- 3 Vgl. Searle 1996; Searle 2006.
- 4 Damit ist nicht gesagt, dass die Varianten des Propositionalismus klar voneinander getrennt werden können. Es kann gut sein, dass das, was in diesem Zusammenhang „semantischer Propositionalismus“ heißt, auf jene gleichlautenden Formen in der Wahrnehmungstheorie und/oder Erkenntnistheorie zurückgreifen wird.

Es ist so schwer, den *Anfang* zu finden. Oder besser: Es ist schwer, am Anfang anzufangen. Und nicht zu versuchen, weiter zurückzugehen.⁵

Im Folgenden geht es mir um die kritische Auseinandersetzung mit dem Propositionalismus. Für diesen Zweck werde ich im nächsten Abschnitt auf einige Punkte der philosophischen Argumentation von John McDowell und Robert Brandom eingehen. Weiter oben habe ich gesagt, dass ein auf propositionale Voraussetzungen beruhendes Missverständnis des Verhältnisses von Sprache und Sinn in der Regel unter Sprachphilosophen anzutreffen ist. Aus meiner Kritik an diesem soll jedoch nicht der Schluss gezogen werden, ich würde der Sprachphilosophie an sich den Rücken zu kehren. Das Gegenteil ist der Fall. Dazu später mehr.

Psychologismus und Propositionalismus haben beide, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, Probleme bei der philosophischen Rekonstruktion des *Spracherwerbs*. Der Geringschätzung des Erwerbs auf der einen, steht die Mystifikation des gleichen auf der anderen Seite gegenüber. Für die Trivialisierung des Spracherwerbs ist die psychologistische These verantwortlich, nach der vor-sprachliche, propositionale Gehalte lediglich versprachlicht werden. Der Erwerb sprachlicher Ausdrucksformen führt demnach nicht zu neuen semantischen Gehaltsformen. Die Mystifikation des Erwerbs sprachlicher Kompetenzen folgt dagegen aus der Gleichsetzung von Sinn/Gehalt und sprachlicher Bedeutung. Sind sinnhafte Strukturen unvermeidlich sprachlicher Art, dann kann der Erwerbsprozess dieser Strukturen selbst nicht anders als im Sinne eines *geheimnisvollen* Übergangs vom Nicht-Sinnhaften (Natur) zum Sinnhaften (Kultur) gedeutet werden. Die Einsicht, dass diese Konsequenz mehr als unbefriedigend ist, stellt eine Motivation der vorliegenden Untersuchung dar. Die Mystifikation des Spracherwerbs leistet der Abkoppelung sprachlicher Handlungszusammenhänge von ihren vielfältigen nicht-sprachlichen Vorgängern Vorschub, was die sprachlichen Strukturen selbst letztendlich eher vernebelt als erhellt. Nichts scheint *prima facie* unplausibler als die Annahme, sprachliche Strukturen würden uns als abgeschlossene, aus sich selbst heraus verständliche Bereiche entgegen treten.

Damit ist eine Stoßrichtung des Textes angezeigt: Die propositionale Einflugschneise macht eine *diachrone* Herangehensweise an Sprache unmöglich. Die von mir im Fortlauf exemplarisch skizzierte genealogische Sprachphilosophie verweist dagegen gezielt auf entwicklungstheoretische Elemente. Das Motto lautet: Wo etwas wächst und entsteht, da gibt es eine

5 ÜG 1984: 471.

Geschichte. Wollen wir die Früchte einer Entwicklungsperiode verstehen, dann kann in vielen Fällen nicht darauf verzichtet werden, den im Rücken liegenden, pragmatisch-genealogischen Weg sichtbar zu machen. Eine solche diachrone Perspektive wurde in jüngster Zeit beispielsweise von Searle und Tomasello eingenommen. Kritisch gegen die Sprachphilosophie gerichtet gibt Searle folgendes zu bedenken:

My objection is that few contemporary recent philosophers of language attempt to treat language as a natural extension of non-linguistic biological capacities.⁶

Ganz ähnlich beschreibt auch Tomasello sein gegenwärtiges Projekt:

Meine zentrale Behauptung ... ist, dass wir zuerst verstehen müssen, wie Menschen durch den Gebrauch natürlicher Gesten miteinander kommunizieren, bevor wir nachvollziehen können, wie Menschen durch den Gebrauch einer Sprache miteinander kommunizieren und wie diese Fertigkeit im Lauf der Evolution entstanden sein könnte.⁷

Was ich an Searle und Tomasello gut heiÙe, ist die Annahme, genetische und genealogische Zusammenhänge können logisches Gewicht besitzen und so für die philosophische Frage des Verstehens relevant sein. Was ich jedoch bei beiden ablehne, ist die intentionalistische und/oder biologistische Ausprägung der diachronen Perspektive. Beide Projekte starten mit sehr anspruchsvollen Konzepten und Zuständen, wie dem Erkennen von Absichten anderer Personen, einem wechselseitig geteilten Wissen oder einer WIR-Intentionalität. Hierbei handelt es sich jedoch um Phänomene, die meines Erachtens höherstufig sind und selbst im Zuge der Genealogie rekonstruiert werden müssen.

Meine methodologische Maxime für den Zusammenhang von Sprache und Sinn lautet deshalb: Es dürfen weder höherstufige Phänomene des Gehaltvollen auf einer proto- bzw. vor-sprachlichen Ebene reiner Ideen (Repräsentationen, mentaler Zustände, etc.) vorausgesetzt, noch soll auf der anderen Seite der Bereich des Normativen unabtrennbar an propositionale Sprach- und Denkformen gebunden werden. Der Ausweg aus dieser scheinbaren Sackgasse hat etwas mit der Betonung vielfältiger feingliederiger Formen des Sinns zu tun, die es uns erlauben, komplexe Handlungsstrukturen aus einfachen, bereits beherrschten Kompetenzen rekonstruieren zu können. Es entsteht so das Bild einer pragmatischen Stufenfolge des Könnens. Die Modifikation, Veränderung und Erweiterung alter Kompetenzen

6 Vgl. Searle 2006: 1223.

7 Tomasello 2009: 13.

macht sichtbar, wie die neuen Fähigkeiten haben entstehen können und wie sie zu verstehen sind.

Genealogische Geschichten dieser Art können mit einem kurzen oder langen Atem versehen werden. Kurzatmig sind sie dann, wenn es ausschließlich um *menschliche* Formen des Sinns geht. Mein Anspruch ist in diesem Sinne bescheiden. Ich konzentriere mich auf jenen Handlungsraum, den der Sprachentwicklungspsychologe Jerome Bruner in vielen Studien untersucht hat.⁸ Im Mittelpunkt steht dabei die Frage: Wie muss der Raum des Verstehens und Handelns gestrickt sein, damit das in Angriff genommene Projekt (Spracherwerb) erfolgreich sein kann? Welche Fähigkeiten sind *logisch* gesehen vorausgesetzt, soll der Spracherwerb *verständlich* sein? Dabei interessieren mich in erster Linie philosophische Implikationen der Entwicklungspsychologie. Bruners These sei an dieser Stelle mit wenigen Worten wie folgt angedeutet: Spracherwerbsprozesse sind nur dort möglich, wo nicht-sprachliche Sinnzusammenhänge einen normativ getränkten Boden geschaffen haben, aus dem heraus konventionalisierte Bedeutungsgefüge aller erst erwachsen können. Es handelt sich also um ein so genanntes Plattform-Modell: vor-sprachliche Intentionalität (im schwachen Sinne) schafft eine sozio-kognitive Plattform, auf der sich dann die nächsten Sinnstrukturen entfalten können.

Geschichten mit einem längeren Atem ergänzen den ontogenetischen Rahmen um entsprechende phylogenetische Tatsachen, um so die Tier-Mensch-Sinnübergänge verständlich machen zu können. Dieses Projekt hat Tomasello im Blick.

Das von mir skizzierte Projekt einer genealogischen Philosophie der Sprache wird in die Nähe des späten Wittgensteins gerückt. Was als die Suche nach sinnhaften Zwischengliedern bezeichnet werden kann, findet sich bei Wittgenstein wie folgt wieder:

Was wir liefern, sind eigentlich Bemerkungen zur Naturgeschichte des Menschen; aber nicht kuriose Beiträge, sondern Feststellungen, an denen niemand gezweifelt hat, und die dem Bemerkwerden nur entgehen, weil sie ständig vor unseren Augen sind.⁹

Die Schnittstelle zwischen Sprachentwicklungspsychologie und pragmatischer Sprachphilosophie betrifft die von Wittgenstein angesprochene Naturgeschichte des Menschen.

8 Vgl. Bruner 2002; Bruner 1997.

9 PU 1984: 415.

Ich will zum Schluss dieser Einleitung noch andeuten, wie ich glaube, dass die von mir herangezogenen Protagonisten des Propositionalismus mit dem Projekt einer genealogischen Sprachphilosophie umgehen würden. McDowell tendiert meines Erachtens dazu, in systematischen Projekten dieser Art ein Übermaß an philosophischer Theorie am Werke zu sehen. Verstehe ich den häufig angedeuteten metaphilosophischen Quietismus richtig, dann zielt ein solcher gerade auf die Minimierung konstruktiver Philosophie. Entgegen dieser Einstellung möchte ich an konstruktiver Sprachphilosophie festhalten, wobei sich der Witz und das Wesen des Konstruktiven aus dem schrittweisen Aufbau pragmatischer Handlungskompetenzen ergeben. Brandom auf der anderen Seite, so meine Vermutung, könnte dem Ganzen positiver gegenüberstehen. Das gilt im Besonderen für den analytischen Pragmatismus der *John Locke Lectures*¹⁰, welcher explizit vom Nachzeichnen der Zusammenhänge zwischen Handlungskompetenzen spricht. So macht Brandom anhand vieler Beispiele deutlich, was es heißt, dass eine Praxis P1 mit einer Praxis P2 ‚schwanger ist‘, bzw. stellt eine Logik praktischer Fähigkeiten dar.¹¹ Dennoch steht im Kern des analytischen Pragmatismus eine inferentialistische Grundannahme, wonach begründungsfähige Aussagen die *Basis* der Sprache und des Sprechens bilden. Und genau an dieser Stelle werden die Wege einer Genealogie verbaut.

Wohlwollend interpretiert kann der genealogische Übergang von vorschlinglichen Proto-Sprachspielen hin zu Sprachspielen im engeren Sinne des Wortes als eine Art Vorwort zum Inferentialismus angesehen werden – ein Vorwort allerdings, dass nicht ohne Verlust überschlagen werden kann.

2. John McDowells Kritik am Konzept der Vollblütigkeit: Propositionalismus als semantischer Perzeptivismus

In einer Reihe von Aufsätzen hat John McDowell wiederholt gegen die Möglichkeit einer *vollblütigen* Theorie der Bedeutung argumentiert, wie sie von Michael Dummett ins Spiel gebracht wurde.¹² Der Vollblütigkeit steht die Bescheidenheit gegenüber. Worum geht es, wenn die Frage verhandelt wird, ob die Sprachphilosophie *vollblütig* oder *bescheiden* sein sollte? Eine mögliche Antwort auf diese Frage lautet: Es geht um den explanatorischen

10 Brandom 2008.

11 „Algorithmic elaboration is a kind of logic of practical abilities.“ (Brandom 2008: 33).

12 Vgl. Dummett 1993; Dummett 2007.

Anspruch der Sprachphilosophie und um die begrifflichen Ressourcen, die für Einlösung dieses Anspruchs zur Verfügung gestellt werden.

Dummetts Streben nach Vollblütigkeit hängt im Kern mit der Forderung zusammen, dass es Aufgabe der Sprachphilosophie sei, semantische Kompetenzen und Schlüsselbegriffe ohne Bezugnahme auf semantische, intentionale und psychologische Voraussetzungen zu erklären. Dabei umfassen die zu erklärenden Phänomene, Kompetenzen wie ‚etwas meinen‘, ‚den Gedanken auszudrücken, dass p‘, ‚die Überzeugung haben, dass p‘ oder aber ‚behaupten, dass etwas der Fall ist‘. Dummetts Einschränkung des für die Erklärung solcher Phänomene heranzuziehenden Materials leitet sich aus der Motivation ab, zirkuläre Scheinerklärungen zu vermeiden – Scheinerklärungen, wie beispielsweise der empiristisch-explanatorische Verweis auf ‚Ideen‘ und ‚innere Vorstellungen‘, oder aber Augustinus‘ Rekonstruktion des Spracherwerbs, bei welcher gedankliche und begriffliche Fähigkeiten des Kindes als gegeben angenommen werden.¹³ Solche Versuche sind zirkulär, weil das zu erklärende Phänomen, also das Verfügen über semantische Gehalte und propositionale Formen, in der Erklärung bereits vorausgesetzt sind. Dummetts viel diskutiertes Argument der Manifestation des Verstehens semantischer Gehalte kann bezogen auf meine Fragestellung wie folgt angepasst werden: Der Sprachphilosoph muss uns sagen können, *worin* das Verfügen über die entsprechenden Begriffe *besteht*, und zwar auf eine nicht-zirkuläre Weise.

Damit weist Dummett also darauf hin, dass, wer auf die Frage „Worin besteht das Verfügen über propositionale Formen?“ mit der Antwort aufwartet: „Durch diese Formen drücken wir Gedanken aus, dass p bzw. behaupten, dass p“, wenig Erhellendes gesagt hat. Was wir als Sprachphilosophen wissen wollten, war doch gerade, wie der Vollzug des Behauptens zu denken sei, was es heißt, einen Gedanken zu haben, dass p. Auf den Punkt gebracht: Vertreter einer vollblütigen Theorie der Bedeutung sind auf der Suche nach nicht-trivialen Geschichten über den Erwerb propositionaler Strukturen. An dieser Stelle treffen sich Vollblütigkeit und pragmatisch-genealogische Rekonstruktion sprachlicher Kompetenzen.

Wie sehen McDowell's Bedenken gegen diese Forderungen aus? Seiner Meinung nach sind solche Geschichten nicht erzählbar, der damit verbundene philosophische Erklärungsanspruch nicht einzulösen. Es ist eine

13 Vgl. dazu Wittgensteins Augustinus-Zitat: „Nannten die Erwachsenen irgend einen Gegenstand und wandten sie sich dabei ihm zu, so nahm ich das wahr und ich begriff, dass der Gegenstand durch die Laute, die sie aussprachen, bezeichnet wurde, da sie auf ihn hinweisen wollten.“ (PU 1984: 1).

Illusion zu glauben, wir könnten die Dimensionen des Sinns *erklären*. Auf welchen Argumenten beruht diese These? Die Hauptkritik lässt sich auf folgenden Satz reduzieren: Eine vollblütige Sprachphilosophie läuft in einen semantischen Behaviorismus bzw. Naturalismus. So ist beispielsweise zu lesen:

The idea is ... that a proper account of language must be „as from the outside“; and I believe this is the key to a correct interpretation of the supposed global requirement of full-bloodedness.¹⁴

Nun hängt die argumentative Last dieser Interpretation der Vollblütigkeit davon ab, was „as from the outside“ bedeuten soll. Darauf gibt McDowell in einem anderen Aufsatz folgende Antwort:

The general view with which Dummett purports to justify his restrictions has the following implication: any intelligible human activity can be described, in such a way as to reveal its point or significance, from the perspective of a cosmic exile.¹⁵

McDowell deutet Dummetts Verzicht auf semantische Begriffe also im Sinne des Versuchs, die Bedeutung eines Satzes durch Äußerungsbedingungen zu bestimmen, die selbst wiederum nicht semantisch oder intentional beschrieben werden dürfen. Eine Theorie der Bedeutung wäre unter diesen Vorzeichen ein Regelwerk, dessen sich Marsianer bedienen könnten, um menschliche Sprachen zu erwerben. Ginge es Dummett tatsächlich darum, propositionale Kompetenzen aus Elementen eines kosmischen Exils heraus zu rekonstruieren, dann wäre der Naturalismus-Vorwurf nachvollziehbar und der Sache nach gerechtfertigt. Das Projekt einer vollblütigen Theorie liefe darauf hinaus, der These <Sprache kann nicht durch Sprache erklärt werden> durch Verweis auf semantische Reduktionen gerecht zu werden. Ein solches Projekt aber erscheint mehr als fraglich. Ich teile McDowells Meinung, dass wir streng genommen nicht einmal wissen, was es bedeuten soll, sinntragende Handlungszusammenhänge aus kausalen Reiz-Reaktions-Ketten heraus verständlich zu machen.

Die Frage ist aber, ob es das ist, was Dummett im Auge hat. Ich denke nicht. Zugegebenermaßen ist Dummetts Umschreibung der Vollblütigkeit mehrdeutig. Neben der behavioristischen Lesart gibt es aber auch einen wohlwillenderen Zugang, welcher der Tatsache Rechnung trägt, dass Dummett selbst jede naturalistische Interpretation zurück gewiesen hat. In seiner Replik auf McDowell heißt es:

14 McDowell 1998: 90.

15 McDowell 1998: 329.

A theory of meaning for a language is not intended to recapitulate the process of learning it, but to display, for philosophical purposes, what constitutes the practice of speaking it, and, in particular, in what the meanings of its words and sentences consists.¹⁶

In meinen Augen führt uns die Rede davon, was eine sprachliche Praxis *konstituiert* nicht zwingend zum Behaviorismus, sondern eher zu genealogischen Geschichten sprachlicher Übergänge. Solche Übergänge nicht-zirkulärer Art hat Dummett beispielsweise im Auge, wenn er darauf besteht, dass das Erlernen und Verstehen des Wahrheitsprädikats ohne Bezugnahme auf Wahrheit erklärt werden muss, dabei jedoch selbstverständlich andere Begriffe und Fähigkeiten vorausgesetzt werden können und müssen.

Wieso zieht McDowell diese Lesart nicht in Betracht? Meines Erachtens verhindert ein starker Holismus des Mentalen auf seiner Seite die Differenzierung zwischen beiden Interpretationen der Vollblütigkeit. Dieser Holismus hat zwei Seiten, von denen ich lediglich die erste teile, welche zu bekannten Argumentationsfiguren gegen naturalistische Reduktionen führt.¹⁷ Demnach gilt: Die Zuschreibung gehaltvoller Zustände ist nur dort möglich, wo wir ebenfalls bereit sind, einen größeren Sinnhorizont in Anschlag zu bringen, in welchem die Verortung des handelnden Akteurs, die Zuschreibung eines mentalen Zustandes rechtfertigt. Dem stimme ich zu. Was daraus aber nicht folgt, ist die propositionalistische Seite des Holismus. McDowell geht von der Naturalismus-Kritik selbstverständlich dazu über, dass Begriffe wie ‚Handlung‘, ‚propositionale Einstellung‘ und ‚Verstehen‘ ein wechselseitig bedingendes Netz bilden, welches gleichsam von äußeren Zugriffen geschützt ist und als Ganzes erworben werden muss. Die Folge dieses Gedankens ist eine propositionale Immunisierung, da das Verfügen über Sinn an das Beherrschen propositionaler Formen gebunden ist. Im Gegensatz zu Davidsons Spielart eines solchen Holismus orientiert sich McDowell am Wahrnehmungsparadigma. Seine These vom ‚semantischen Perzeptivismus‘ besagt, dass sich sprachliches Verstehen für Teilnehmer aus der Innenperspektive stets als das Wahrnehmen eines propositional strukturierten Gedankens darstellt. In den Worten und Handlungen anderer spiegelt sich ihr Geist.

Dummetts Beharren auf vollblütige Erklärungen ergibt sich vor diesem Hintergrund schlicht daraus, dass er das von McDowell verwendete ‚visuelle

16 Dummett 2007: 369.

17 Vgl. Davidson: „Überzeugungen und Wünsche münden nur insofern in Verhaltensweisen, als sie durch weitere Überzeugungen und Wünsche, Einstellungen und Beobachtungen modifiziert und vermittelt werden.“ (Davidson 1998: 305).

Idiom‘ für nichtssagend bzw. explanatorisch leer hält. Was uns doch interessiert, ist eine Antwort auf die Frage, wie wir dahin gelangen, propositionale Gedanken im Fluss der Kommunikation wahrzunehmen. Worin besteht dieses ‚Sehen‘? Wie das Beispiel der ‚Wahrheit‘ zeigte, geht es Dummett nicht darum Sinn aus Nicht-Sinn abzuleiten, sondern vielmehr um die pragmatische Rekonstruktion komplexer sprachlicher Fähigkeiten aus einfacheren (sprachlichen und nicht-sprachlichen) Handlungsoptionen. Ich lese die Forderung nach Vollblütigkeit so, dass sie in die Nähe einer Begriffsgenealogie rückt. Den Entwicklungsgedanken ernst nehmen, heißt gerade, dass erstens „außerhalb des Propositionalen“ nicht „außerhalb der Sprache“ bedeuten muss, zweitens aber auch, dass „außerhalb der Sprache“ nicht „außerhalb des Sinns“ ist. Der allgemeine Slogan ‚Sprache kann nicht durch Sprache erklärt werden‘ kann gemäß dieser Deutung also wie folgt zugespitzt werden: Bei der philosophischen Darstellung der Bedeutung eines Begriffs darf dieser selbst nicht erklärend verwendet werden, wohl aber darf auf basalere semantische und intentionale Begriffe Bezug genommen werden. So erhalten wir eine Stufung semantischer Kompetenzen.

Interessant ist für mich nun, dass die von McDowell unter dem Deckmantel des Holismus vorgenommene Angleichung von Sprache und Sinn nicht nur den Begriff der Vollblütigkeit verzerrt, sondern auch mit Wittgensteins Sprachspiel-Metaphorik unvereinbar ist. Die *Philosophischen Untersuchungen* sind an vielen Stellen mit dem schrittweisen Aufbau sprachlicher Handlungswelten beschäftigt. Einfache Sätze (Platte!; Platte?), die wir nicht unter die Rubrik „propositional“ bringen sollten, werden durch Erweiterungen immer komplexer (3 Platten; diese Balken dorthin, etc.). Am Ende einer solchen Entwicklung stehen inhaltlich divergente, propositionale Sprachformen (5 grüne Platten sind zerbrochen; die Großwetterlage über Berlin ist besorgniserregend; das Töten von Katzen ist moralisch verwerflich), die, wollen wir dem Zirkel entgehen, durch die jeweiligen begrifflichen (propositionalen und vor-propositionalen) und vor-sprachlichen Kompetenzen verständlich gemacht werden müssen.¹⁸

Fassen wir zusammen: Mir ist daran gelegen, genau jene *Epistemologie des Verstehens* zu verteidigen, die McDowell antirealistisch genannt hat:

The wish for immodesty reflects a familiar philosophical attitude to content. The attitude is one in which we wonder at the capacity of language to give expression to thought; we take that capacity to be something we must find mysterious unless we can reconstruct it in conceptually independent terms,

18 Vgl. zur Problematik der semantischen Komplexität: Schneider 1999.

and so see how we could integrate it into a picture of the world that does not already explicitly make room for it.¹⁹

Ich sehe in dieser Kritik in erster Linie ein genealogisches Bild kognitiver Fähigkeiten. Ein solches Bild zeichnet einen Weg, wie gewisse Fähigkeiten aus anderen haben entstehen können. Die in Anschlag gebrachten Basis-kompetenzen – und damit sind wir wieder bei der Ausgangsfrage angekommen: Was kann eine konstruktive Sprachphilosophie an begrifflichem Material voraussetzen, was muss dagegen erklärt werden? – sind jedoch bereits sinntragender Natur.

Die Stufung geistiger Kompetenzen erlaubt es uns auch, den Erwerbsprozess *philosophisch* ernst zu nehmen. Ein zentraler Unterschied zwischen der von mir vertretenden genealogischen Perspektive und McDowells quietistischer Herangehensweise betrifft die Konzeptualisierung des Spracherwerbs. Letzterer thematisiert diesen wiederholt auf eine eher hilflos anmutende, metaphorische Weise, in welcher die Mystifikation des Spracherwerbs deutlich wird. Drei metaphorische Zugriffe lassen sich dabei bei McDowell unterscheiden:

- (1) Das Bild vom *plötzlichen Aufgehen des Lichts*, von spontaner Erleuchtung: Bezug nehmend auf Wittgensteins Bemerkung „Das Licht geht über das Ganze auf“²⁰, betont McDowell das Vorfinden holistischer Dimensionen. Der Spracherwerb wäre dann so etwas wie ein Lichtschalter, der das Licht anmacht und uns so die konzeptualisierte Welt erkennen lässt.
- (2) Ganz ähnlich ist die Rede vom „*phänomenologischen Sprung*“ zu verstehen: Auf sprunghafte Weise werden aus Reiz-Reaktions-Maschinen, Wesen mit Empfänglichkeiten für normative Zusammenhänge. Verstehen wir das?
- (3) „*Becoming minded*“ - abschließend sei auf folgende Vernebelung hingewiesen: „We have to entitle ourselves to the idea that acquiring a first language is, not learning a behavioural outlet for antecedent states of mind, but *becoming minded* in ways that the language is anyway able to express.“²¹ Diese Redeweise ist nur dann gerechtfertigt, wenn erstens klar ist, was „becoming minded“ bedeuten soll und zweitens, wie ein solcher Vorgang *als Vorgang* (d. h. als Errungenschaft) zu verstehen ist. Das aber liefe darauf hinaus, einer vollblütigen Herangehensweise das

19 McDowell 1998: 131.

20 ÜG 1984: 141.

21 McDowell 1998: 105.

Wort zu reden – einer Herangehensweise, die McDowells Propositionalismus ausschließt.

Was ich damit sagen will, ist in etwa Folgendes: Die Verzauberung der Natur, von der McDowell spricht und die das Bild einer ‚ganz-oder-gar-nicht‘ Angelegenheit nahe legt, ist in meinen Augen eine schrittweise Verwandlung, die nicht aus dem Nichts entspringt. Wir starten in einer Welt, die von Beginn an sinnhaft und doch ganz natürlich ist. Was wir lernen müssen, ist, von einfachen Sinnformen zu komplexeren überzugehen.

3. Robert Brandoms inferentialistischer Propositionalismus

Gehen wir nun zu Brandom über, der seine Position genealogiefreundlicher formuliert als wir es bei McDowell gesehen haben, der aber dennoch einem ähnlichen Einwand nicht entgehen kann. Der von ihm in Szene gesetzte Inferentialismus bindet Bedeutung an das Verfügen über Gründe, Begründungen und Inferenzen. Eine solche Weichenstellung lässt erkennen, dass die semantischen Phänomene hier auf einer ziemlich fortgeschrittenen und anspruchsvollen Ebene verhandelt werden. Denn selbst die Zuschreibung *implizit* vorhandener Rechtfertigungsstrukturen setzt einen umfassenden Kontext sprachlicher und nicht-sprachlicher Fähigkeiten voraus. Kann der Begriff „Begründung“ im Sinne basaler Begründungshandlungen noch relativ früh angesetzt werden, so stellt das Sprachspiel des Verlangens und Gebens von Gründen eine ebenso späte Veranstaltung dar, wie das Erkennen inferentieller Beziehungen. Die Fundamentalstellung inferentieller Zusammenhänge bei Brandom provoziert daher den Einwand, dass die Fähigkeiten des Gebens und Nehmens von Gründen doch selbst philosophisch verstanden und rekonstruiert werden muss. Bezogen auf diesen Einwand lese ich Wittgenstein als einen Kritiker Brandoms:

Ich will den Menschen hier als ein Tier betrachten; als ein primitives Wesen, dem man zwar Instinkt, aber nicht Raisonement zutraut. Als ein Wesen in einem primitiven Zustande. *Die Sprache ist nicht aus einem Raisonement hervorgegangen.*²²

Auf die im letzten Satz angedeutete Kritik will ich etwas ausführlicher eingehen. Brandoms Propositionalismus kommt in zwei Schritten daher: Zuerst wird der Begriff der Proposition durch den Begriff der Inferenz erklärt. Diese Anbindung wird danach verstärkt, indem der so gefasste Begriff

22 Vgl. ÜG 1984: 475.

des Propositionalen ins Zentrum der sprachlichen Vollzüge gelegt wird.²³ Beide Schritte zusammen lassen die Kluft zwischen Sprach- bzw. Begriffsverwendern und nicht-sprachlichen Wesen enorm werden. Brandom schreibt:

Eine Gabelung auf dem beschrittenen methodologischen Weg betrifft den jeweiligen Vorrang, der dem Gemeinsamen bzw. dem Trennenden zwischen diskursiven und nichtdiskursiven Wesen gewährt wird: den Ähnlichkeiten und den Unterschieden zwischen Urteilen und Handlungen von Begriffsverwendern einerseits und dem Aufnehmen von Umweltinformationen und den instrumentellen Interventionen durch nicht-begriffliche Organismen und Artefakte anderseits.²⁴

Werden die beiden Seiten der Kluft in diesem Vokabular beschrieben, dann ist nicht zu erkennen, wie ein Versuch der Überbrückung derselben überhaupt zu denken ist. Die Welt der nicht-begrifflichen Wesen scheint nach Brandom eine zu sein, in der es ausschließlich um kausale Prozesse der Informationsverarbeitung geht. Nicht zufällig ist am Ende der zitierten Stelle von *Organismen* und *Artefakten* die Rede. Exemplarisch sei hier an die Funktionsweise eines Thermostaten gedacht. Auf der anderen Seite erblicken wir dagegen echte Formen der Selbstreflexion und inferentiell strukturierte Handlungszusammenhänge. Was in einem solchen Bild fehlt, sind die vielen wichtigen Zwischenglieder, zum Beispiel Tiere, Kleinkinder und nicht-propositionale und nicht-inferentielle Sprachverwender. *Basale* Sprach- und Zeichenverwender sind weder Reiz-Reaktions-Maschinen, noch lassen sich ihre handlungsartigen Interaktionen inferentiell beschreiben. Aber auch auf der späteren Stufe der Sprachkompetenz treten Zustände des „in-der-Welt-seins“ auf, die nicht in das enge Korsett des Inferentialismus passen. Es erscheint mir deshalb unverzichtbar, Wittgensteins mahnende Worte zu wiederholen: „Daher die Wichtigkeit des Findens und des Erfindens von *Zwischengliedern*.“²⁵

Ich denke, dass die beiden oben erwähnten Schritte des Propositionalismus unweigerlich zu dieser Kluft führen und dadurch das Erzählen einer Geschichte der Übergänge unmöglich machen. An dieser Stelle treten Gemeinsamkeiten zum Propositionalismus McDowells auf. Denn: Jeder Versuch der Realisierung einer *bottom-up* Strategie, d. h. eines, gemäß der

23 Vgl. Brandom 2008: 42 f.: „The core case of *saying* something is making a *claim*, *asserting* something. The practices I will call ‘linguistic’ or ‘discursive’ are those in which it is possible to make assertions or claims.“

24 Brandom 2001: 11.

25 PU 1984: 122.

Sandwich-Methode aufgebauten, schrittweisen Vorgehens von unten nach oben, muss unter diesen Bedingungen den Beigeschmack des Naturalismus haben. Brandom betont, dass es streng genommen philosophisch unbedeutsam ist, ob wir *bottom-up* oder *top-down* vorgehen. Ich werde im nächsten Abschnitt versuchen darzulegen, weshalb es nicht völlig gleichgültig ist, für welchen Weg wir uns entscheiden. Unabhängig davon ist aber sicherlich richtig, dass wir die rekonstruierten Zwischenglieder von unten nach oben aufstocken oder aber andersherum, als Elemente auf einem möglichen Weg nach unten, modifizieren können. Das Problem jedoch ist ein ganz anderes: Unklar ist nämlich bereits, wie unter propositionalistischen Vorzeichen die geforderten Zwischenglieder überhaupt in den Blick kommen können. Brandom reagiert auf diesen Einwand mit erstaunlicher Gelassenheit:

Dem ... kann [man, S.T.] ... entgegenhalten, wie ursprünglich bloß unterscheidend reagierende Wesen in die implizit normative Praxis des Gebens und Verlangens von Gründen eingewiesen werden.²⁶

Mir ist nicht verständlich, wie ein solches *Einweisen* funktionieren soll, wenn „bloß unterscheidend reagierende Wesen“, von welchen weiter oben auch gesagt wurde, es seien „Organismen“ und „Artefakte“, gerade durch das Fehlen von Sinn und Normativität gekennzeichnet sind. Jedes Einweisen setzt *motivierbare* Wesen voraus. Um auf ein gewisses Niveau von Normativität springen zu können, darf die Stufe, von der aus gesprungen wird, nicht gänzlich frei von normativen Zusammenhängen sein. Ansonsten verliert das unterstellte Argument gegen den Naturalismus an Überzeugungskraft. Es scheint also so, als fehlten auch Brandom die nötigen begrifflichen Mittel, um den Spracherwerbsprozess adäquat thematisieren zu können. Statt mit der Idee des Einweisens in eine soziale Praxis ernst zu machen, enden wir erneut bei einem mystifizierenden Sprung von der Natur zur Kultur. Vorerst bleibt also die These unwiderlegt, wonach der Propositionalismus beide Wege, den von unten nach oben, aber auch den von oben nach unten ver-sperrt.

Im Folgenden möchte ich zeigen, unter welchen Bedingungen der Weg eines entwicklungs-logischen Aufstiegs wieder geöffnet werden kann. Die hier angesprochene diachrone Perspektive unternimmt jenen Versuch, den Brandom vorsichtig aber entschieden bei Seite legt: Höherstufige begriffliche Kompetenzen sollen aus vor-begrifflichen Handlungswelten, über

²⁶ Brandom 2001: 41.

geeignete begriffliche, aber vor-propositionale Elemente rekonstruiert werden.

Die Festlegung auf inferentielle Muster bricht mit dem Vorgehen Wittgensteins. Brandom ist sich dessen bewusst. Meines Erachtens wird diese Abweichung jedoch teuer erkaufte. Es sind die philosophischen Tiefenströmungen des Sprachspielbegriffs, die den Preis in die Höhe treiben. Drei dieser Aspekte sind für den vorliegenden Gedankengang relevant. (1) Wittgenstein zeichnet sprachliche Entwicklungslinien, beginnend mit einfachen Sprachspielen (PU 2). Diese Tendenz kann verlängert werden, so dass primitive und natürliche Handlungskompetenzen in den Blick geraten. Entscheidend ist, dass diese Kompetenzen als Voraussetzung für die einfachen Sprachspiele fungieren, welche ihrerseits konditional für die nächsten Stufen sind. Im 2. Teil der *Philosophischen Untersuchungen* lesen wir beispielsweise:

Was ist die primitive Reaktion, mit der das Sprachspiel anfängt? Die primitive Reaktion konnte ein Blick, eine Gebärde sein, aber auch ein Wort.²⁷

Was Wittgenstein hier als „primitive Reaktion“ bezeichnet, fällt *nicht* mit Brandoms natürliche Unterscheidungsfähigkeit der Artefakte oder Organismen zusammen. (2) Gleichzeitig wird deutlich, dass die These vom *Zentrum der Sprache* von Wittgenstein nicht geteilt wird. Erstens gibt es eine Vielzahl nicht-inferentieller Handlungszüge in der Sprache, zweitens kann wohl zu Recht gefragt werden, ob das propositionale Zentrum mehr ist als eine oberflächengrammatische Norm der Darstellung.²⁸ (3) Die dritte Differenz betrifft die Frage, ob logische, modale oder normative Prädikate lediglich etwas explizit machen, was zuvor bereits impliziter Teil der Handlungsvollzüge war. Brandom ist dieser Meinung, Wittgenstein dagegen meines Erachtens nicht. Auch auf diesen Problembereich bezogen (Stichwort: Kant-Sellars-These) scheint die genealogische Idee plausibler zu sein, derzufolge durch modales Vokabular ein neues Gelenk in der Sprache verankert wird, mit dem neue Perspektiven und Zusammenhänge *erschaffen* werden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Verteidigung der von McDowell kritisierten Epistemologie des Verstehens nun dazu führt, eine von Brandom gehegte Hoffnung zu enttäuschen:

27 PU 1984, 2. Teil: 559.

28 Vgl. dazu Schneider 1999. Schneiders Begriff der syntaktischen Metapher deutet an, dass die propositionale Form mit einer Mannigfaltigkeit inhaltlicher Komplexbildungsweisen verbunden ist. Siehe auch: Tolksdorf 2009.

Meine Hoffnung ist, dass wir durch das Herunterspielen dessen, womit sich Locke und Hume herumgeschlagen haben, nämlich der Ähnlichkeit mit den Tieren und das Hervorheben jener Möglichkeiten, die sich durch die Teilhabe an sozialen Praktiken des Gebens und Verlangens von Gründen eröffnen, näher an eine Theorie über das Menschsein herankommen.²⁹

Der inferentialistische Propositionalismus bringt uns nicht näher an das Menschsein heran, sondern impliziert im Gegenteil die Gefahr, uns weiter davon zu entfernen. Es entsteht ein Zerrbild des Menschlichen, wenn die Begriffe „soziale Praxis“ und „Praxis des Gebens und Verlangens von Gründen“ als extensionsgleich hingestellt werden. Das Projekt einer genealogischen Sprachphilosophie betont nicht direkt die Ähnlichkeit mit den Tieren, bereitet eine solche aber vor, indem sie eine entwicklungsbezogene Sicht auf das menschliche Sein eröffnet.

4. Konstitutionsgeschichten und die pragmatische Logik des Handelns

Der vorliegende Abschnitt verfolgt das Ziel, die bisher gemachten Andeutungen dessen, was es heißt, eine genealogische Sprachphilosophie zu betreiben, zusammen zu führen, und um weitere begriffliche Klärungen und Weichenstellungen zu ergänzen. Das so primär theoretisch skizzierte Programm soll dann im fünften Abschnitt durch Beispiele unterfüttert werden.

Hinter dem Projekt einer genealogisch ausgerichteten Philosophie der Sprache steht im Kern folgender *therapeutischer* Gedanke: Die menschliche Lebens- und Handlungswelt umfasst viele komplexe, höherstufige Vollzüge, die Gegenstand zahlloser philosophischer Auseinandersetzungen waren und sind. Ich denke hier beispielsweise an erkenntnistheoretische Sprachspiele, modale Satzkonstruktionen, moralische Urteilspraktiken und mentale Selbst- und Fremdzuschreibungen. Wittgenstein hat bezüglich dieser Art von Auseinandersetzung die Vermutung geäußert, dass der Eindruck des Rätselhaften und die damit verbundene Motivation zur philosophischen Theoriebildung ihren Ursprung in der Tatsache haben, dass wir uns *grammatisch* nicht auskennen. Etwas genauer gesagt: Wir überschauen die Funktionsweise bestimmter Urteilsformen und Diskursbereiche nicht sonderlich gut, was dazu führt, dass die Logik der Sprachspiele im Verborgenen bleibt. Vor diesem Hintergrund möchte ich nun für die These argumentieren, dass den begrifflichen Verwirrungen entgangen werden

²⁹ Brandom 2001: 54.

kann, wenn folgende Fragen ins Zentrum der Untersuchung gestellt wird: Was sind die pragmatischen Bedingungen der Möglichkeit jener höherstufigen Handlungskompetenzen? Auf welchem *logischen* Wege haben wir sie erworben? Bezogen auf ein konkretes Beispiel, welches im 5. Abschnitt wieder aufgegriffen wird: Welche basalen Fähigkeiten liegen dem epistemischen Sprachspiel im Rücken? Es geht hierbei um Fähigkeiten, welche die Wissens- und Begründungszusammenhänge sinnlogisch gesehen erst zum Leben erwecken können.

Fragen dieser Art zielen mit ihrer Beantwortung auf eine Konstitutionsgeschichte unseres Könnens bzw. – wie wir auch sagen können – auf eine anthropologische Evolution der Sprachspiele. Werden die verschiedenen Könnensbereiche in eine solche Stufenfolge gebracht, dann kann das Dummettsche Insistieren auf Vollblütigkeit wie folgt verständlich gemacht werden: Die Rekonstruktion komplexer Kompetenzen aus der schrittweisen Erweiterung basaler Fähigkeiten kann nur dann erfolgreich sein, wenn das Verfügen über die erklärungsbedürftigen Bereiche nicht schon auf der Ebene des bereits Verstandenen vorausgesetzt wird.

Weiter oben habe ich angedeutet, dass wir uns mit derartigen Konstitutionsgeschichten auf ein *bottom-up* Modell festlegen. Brandom steht der Unterscheidung *bottom-up* versus *top-down* eher gleichgültig gegenüber. Es lässt sich jedoch zeigen, dass es nicht völlig irrelevant ist, welchen Weg wir einschlagen – wenngleich sicher von fundamentalerer Bedeutung ist, dass überhaupt pragmatische Geschichten erzählt werden können. Drei Gründe zugunsten der *bottom-up*-Strategie seien an dieser Stelle erwähnt: *Erstens* entspricht der Aufbau von unten nach oben der empirischen Entwicklungswirklichkeit. Aus philosophischer Sicht kann dagegen nicht ganz unbegründet angemerkt werden, dass empirische Abläufe nicht zwingend logisch relevant sein müssen. Auf diesen Einwand komme ich gleich zurück. *Zweitens* offenbaren Handlungsgeschichten konstitutiver Art eine pragmatische Ordnung mit logischer Aussagekraft. Damit ist gemeint, dass die nächst höhere Stufe nur dann erreicht werden kann, wenn die entsprechende Person die Vorgängerstufe bereits genommen hat. Diese pragmatische Logik kommt, so meine Vermutung, lediglich durch eine *bottom-up* Strategie vollständig zu Geltung.

Hier laufen die ersten beiden Gründe zusammen und wir können den aufgeschobenen Einwand diskutieren. Es gibt viele Zusammenhänge, in denen völlig zu Recht auf die Differenz zwischen Genese und Geltung aufmerksam gemacht wird. Die Tatsache, dass eine kurzzeitige Durchblutungsstörung des linken Frontallappens *kausal* für den Einfall eines mathematischen Beweises verantwortlich ist, *rechtfertigt* diesen eben noch

nicht.³⁰ Beispiele dieser Art zeigen alleine jedoch noch nicht, dass die Genese-Geltung-Dichotomie auch auf einer übergeordneten Ebene existiert. Genau an dieser Stelle setzen meine Zweifel an. Dass wir logische Junktoren erst lernen, nachdem klar ist, wie die Elemente einer logischen Verknüpfung, also die atomaren Sätze, verwendet werden, ist mehr als ein empirisches Zufallsprodukt. In der Entwicklungsgeschichte spiegelt sich vielmehr die pragmatische Handlungslogik wieder: Wer die Fähigkeit erworben hat, einzelne Sätze (p) mit gewissen semantisch signifikanten Verpflichtungen zu verbinden, der kann dazu übergehen, die Verpflichtungen selbst in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit ($p \rightarrow q$) zu betrachten und die atomaren Sätze nun als Satzbausteine zu sehen. Das *Verstehen* selbst jener komplexen Handlung nimmt auf die Vorgängerhandlungen Bezug.

Drittens spricht gegen die *top-down* Ausrichtung auch, dass wir, bezogen auf das Verhältnis zwischen konkreten und abstrakten Zeichen, immer mit den konkreten Verwendungen beginnen. Es ist nicht etwa so, wie klassische Empiristen meinten, denen zufolge die konkrete Anwendung eines Begriffs wie „Blatt“ (oder: „Dreieck“) erst durch die zuvor erworbene allgemeine Idee eines Blattes ermöglicht wird. Das Gegenteil ist der Fall. Was der Sprecher lernen muss, ist die Abstraktion von besonderen Merkmalen bereits beherrschter Sprachzüge.

Nachdem die Gründe für eine *bottom-up* Vorgehensweise auf dem Tisch liegen, bietet es sich als nächstes an, einen häufig vorgebrachten Einwand genealogischen Projekten gegenüber zu besprechen. Erst wenn dieser ausgeräumt ist, können wir die Übergänge anhand konkreter Beispiele darstellen. Die pragmatische Rekonstruktion des Komplexen aus dem Einfachen setzt voraus, dass die einfachen Handlungsfähigkeiten auch verdienstermaßen *als Handlungen* bzw. *handlungsartig* beschrieben werden können. Nun ließe sich aus propositionalistischer Perspektive, unter erneutem Verweis auf den holistischen Charakter des Mentalen, einwenden, dass etwas nur dann eine Handlung ist, wenn es mit geeigneten mentalen Zuständen propositionaler Art (Überzeugungen, Absichten, usw.) in Verbindung gebracht werden kann. Mit anderen Worten: Die Begriffe „Handlung“ und „propositionale Einstellung“ spannen ein drehtürartiges Verweisungsgeflecht auf, in welches von außen nicht eingetreten werden kann. Ist das der Fall, dann scheint der Anspruch auf Vollblütigkeit abermals überzogen zu sein, da jeder Versuch der Konstruktion propositionaler Ge-

30 Im Sinne Beispiels sei die Frage vernachlässigt, was es überhaupt heißen kann, dass Durchblutungsstörungen für propositionale Gehalte kausal verantwortlich sein sollen.

halte nicht auf sinnhafte Handlungsformen rekurren kann. Denn unter diesen holistischen Vorzeichen müssten wir die basalen Handlungskompetenzen bereits (quasi-) propositional verstehen. Was also tun? Folgender Ausweg erscheint mir vielversprechend: Mit der feingliedrigen Öffnung zugunsten Formen des Sinnvollen geht eine entsprechende Öffnung des Handlungsbegriffs einher.³¹ Die Zuschreibung einer Handlung vom Typ H unter Verweis auf entsprechende artikulierbare Wünsche und Überzeugungen auf Seiten des Subjekts ist eine Spätveranstaltung. Mit der Äußerungsmöglichkeit ‚Ich habe die Absicht, dass p‘ erweitert und verändert sich zwar die Praxis der Zuschreibung von Handlungen – und der Handlungsbegriff selbst –, woraus alleine jedoch nicht folgt, dass basalere Handlungsformen ausgeschlossen sind. Wir müssen also mit einer Vielzahl von handlungsartigen Verhaltensweisen rechnen. Mit anderen Worten: Der Handlungsbegriff ist ein Begriff mit offenen Rändern und wird durch Familienähnlichkeiten zusammengehalten. Wittgenstein deutet diese Offenheit wie folgt an:

Das Kind lernt gehen, kriechen, spielen. Es lernt nicht, willkürlich und unwillkürlich spielen. Aber was macht die Bewegungen des Spiels zu willkürlichen Bewegungen? Ich könnte auch fragen: Was macht denn diese Bewegungen zu einem Spielen? – Dass sie Reaktionen auf gewisse Bewegungen, Laute, etc. des Erwachsenen sind, dass sie einander *so* folgen, mit *diesen* Mienen und Lauten (dem Lachen, z. B.) zusammenhängen.³²

Verstehe ich Wittgenstein richtig, dann will er uns sagen, dass die Zuschreibung von Handlungen bzw. handlungsartigen Verhaltensweisen dann gerechtfertigt ist, wenn die basalen nicht-sprachlichen Reaktionen des Kindes erstens von gewisser Komplexität sind und zweitens in einem sozial getränkten Kontext vollzogen werden. Das Kind *spielt*, d. h., es interagiert zielorientiert mit seiner personalen und nicht-personalen Umwelt. Unter diesen Umständen können wir sagen: Es treten signifikante Anfangs- und Folgesequenzen zwischen Kind und Erwachsenem auf, das Kind interagiert mit den Eltern, es wird so zu einem *Teil des Handlungszusammenhanges*, *wenngleich wir von propositionalen Zuschreibungen nicht sprechen sollten*. Mit anderen Worten: Der *Raum des Handelns* fällt nicht mit dem *Raum der Gründe* zusammen.

Um der Idee holistischer Verflechtungen nicht auf ganzer Linie zu widersprechen, kann auf der von Wittgenstein angedeuteten Ebene der ‚Proto-Handlungen‘ auch von ‚Proto-Gedanken‘ gesprochen werden. Eine solche

31 Vgl. hierzu: Schneider 1999b: 27–48.

32 BPP 1984, Band 2: 269.

Terminologie scheint mir relativ unbedenklich zu sein. Wittgenstein macht von ähnlichem Vokabular Gebrauch: „Was aber will hier das Wort „primitiv“ sagen? Doch wohl, dass die Verhaltensweise *vor-sprachlich* ist: dass ein Sprachspiel auf ihr beruht, dass sie der Prototyp einer Denkweise ist.“³³ Die Öffnung des Handlungsbegriffs führt uns also zu der These, dass Kommunikation auch ohne Konvention im engeren Sinne möglich ist. Diese Möglichkeit wird uns später bei der Betrachtung des Spracherwerbsprozesses weiter helfen.

Wittgensteins obiges Zitat zeigt, neben der Offenheit des Handlungsbegriff und der damit verbundenen Vielfalt handlungsartiger Phänomene, auch noch etwas Weiteres, was ich das Zusammenspiel von Pragmatismus und Naturalismus (in schwacher Form) nennen möchte. Der Bezug auf das „Primitive“, von dem Wittgenstein in den späteren Schriften immer wieder spricht, was am Grunde unserer Sprachspiele liegt und als das „Gegebene“ hinzunehmen sei, ist gleichzeitig doch etwas, was immer schon in sinnhaften Zusammenhängen vorstellig wird. Dieses *Vorstellig-Werden* vollzieht sich jedoch nicht zwingend in sprachlichen Kommunikationsbeziehungen, sondern deutet gerade an, dass Sprache selbst, geht es um die ersten Schritte, gewissermaßen als natürliche Ausweitung der vor-sprachlichen Handlungswelt zu verstehen ist. Eine Variante dieser These ist sicher aus der Behandlung von Schmerz-Sätzen in den *Philosophischen Untersuchungen* bekannt. Sie lässt sich aber, darin besteht ein Hauptgedanke des vorliegenden Textes, erweitern. Ganz in diesem Sinne schreibt Canfield:

The important point is that the child at some moment does pass spontaneously into language – but on the basis of its mastery of an antecedent pattern of interaction, such as making natural gestures and thereby being given something.³⁴

Was hat das mit Naturalismus zu tun? Folgendes: Die Rede ist immer wieder von *natürlichem* Benehmen und von *natürlicher* Ausweitung eines solchen. Als Naturalismus kann in meinen Augen der Versuch gedeutet werden, höherstufige Handlungen an diese natürlichen Formen anzubinden. Der Ausbau des natürlichen Verhaltens hin zu begrifflichen Sprachmustern zeigt, wie Wesen wie wir, in einer Welt wie dieser in der Lage sein konnten, sprachliche Phänomene hervorzubringen. Dabei meint „Wesen wie wir“ in

33 BPP 1984, Band 1: 916. Vgl. auch: Dummett 1992: Kap. 12.

34 Canfield 2007: 76. Vgl. auch Wittgenstein: „Glauben, dass der Andere Schmerzen hat, zweifeln, ob er sie hat, sind so viele natürliche Arten des Verhaltens zu den andern Menschen; und unsere Sprache ist nur ein Hilfsmittel und ein weiterer Ausbau dieses Verhaltens. Ich meine: Unser Sprachspiel ist ein Ausbau des primitiven Benehmens.“ (BPP 1984, Band 1: 151).

erster Linie, Lebewesen, die in basalen sozialen Interaktionsformen aneinander gegenüber stehen und nicht über transnatürliche und extraterrestrische Fähigkeiten verfügen. Daran angelehnt bezieht sich „in einer Welt wie dieser“ auf eine Welt ohne Gespenster, in der die Bewohner einer solchen durch eine teilweise gemeinsame Geschichte aneinander gebunden sind. Diese Form von Naturalismus findet sich beispielsweise in den Texten von Huw Price und Simon Blackburn wieder.³⁵

5. Beispiele

Wie versprochen sollen nun einige Beispiele zur Darstellung der philosophischen Relevanz pragmatischer Konstitutionsgeschichten besprochen werden. Dabei handelt es sich um Übergänge im Bereich des Sprachlichen. Gezeigt werden soll in Ansätzen, wie unverstandene, höherstufige Sprachformen durch pragmatische Geschichten verständlich gemacht werden können.

Beginnen wir im Bereich der Erkenntnistheorie, genauer mit Wissenssätzen der Art „S weiß, dass p“. Bereits der Blick auf die Satzoberfläche lässt eine zweigliedrige Struktur erkennen: Wissenssätze sind zusammengefügt aus einer Proposition (p) und einem vorangestellten Operator (*Wissen*). Formal kann die Zusammengesetztheit wie folgt veranschaulicht werden: $[E(p)]$.³⁶ Der epistemische Operator modifiziert bzw. erweitert die Proposition in genuiner Weise, d. h. anders als der Wahrscheinlichkeitsoperator in „Es ist wahrscheinlich, dass p“ die eingeschlossene Proposition verändert.

Diese Darstellung macht deutlich, dass bereits auf der Ebene der Satzoberfläche, bevor wir uns also der Handlungsseite zugewendet haben, die epistemische Erweiterung von nachgeordneter Art ist, d. h. sie erst dann ins Spiel kommen kann, wenn klar ist, wie die eingeschlossenen Propositionen funktionieren. Um also das epistemische Sprachspiel zu verstehen, bietet es sich an, zuerst zu verstehen, wie die Fähigkeit des p-Sagens funktioniert und darauf aufbauend zu fragen, welcher Handlungswitz, welche pragmatische Funktion durch den Wissensoperator hinzu kommt. In diesem Sinne ruhen epistemische Fähigkeiten auf basaleren Kompetenzen auf.

Kommen wir nun zum pragmatischen Unterbau. Bei einer Vielzahl von Verwendungen des Wissensprädikates handelt es sich um *situationsunab-*

35 Vgl. Blackburn 2000; Price 2010.

36 „E“ steht für einen *epistemischen Operator*.

hängige Sprachformen. Im Gespräch mit dem Arzt sagen wir zum Beispiel: „Ich weiß, dass Herr Müller im Wartezimmer sitzt“. Da wir als raum-zeitlich gebundene Wesen nicht zur gleichen Zeit an unterschiedlichen Orten sein können, besitzt eine Praxis, in der es darum geht, sich selbst und andere als gute Berichterstatter über nicht unmittelbar zugängliche Ereignisse auszuzeichnen, durchaus einen pragmatischen Wert. Epistemische Bewertungen tragen diesem Bild zufolge also der Tatsache Rechnung, dass *Informationen asymmetrisch* verteilt sind. Die Praxis des ‚Berichterstattens‘ setzt aber ihrerseits voraus, dass die involvierten Personen die entsprechenden *situationsabhängigen* Vorgängerhandlungen beherrschen. Man kann nur dann ein guter Informant über entfernte Sachverhalte sein, wenn man in der Lage ist, Sachverhalte dieser Art korrekt zu klassifizieren. Die notwendigen situativen Züge des Sprachspiels beziehen sich also beispielsweise auf die Fähigkeit, Gegenstände gemäß ihrer Farbe einordnen zu können. Diesbezüglich lassen sich wenigstens drei Stufen unterscheiden: vor-sprachliche Differenzierungshandlungen (Kinder sortieren Bauklötze gemäß der Farbe, Form, usw.), einfache begriffliche Klassifikationen (x ist rot) und schlussendlich propositionale Gegenwartsberichte der Art „Ich sehe, dass ein rotes Buch auf dem Tisch liegt“. Ist ein derartiger sozial-normativer Boden erst einmal hergerichtet, dann ist leicht zu sehen, wie aus ihm situationsunabhängige Wissenssätze entwachsen können und welchen Sinn es macht, Maßstäbe der Wissenszuschreibung zu unterscheiden. ‚Wissen‘ ist, so lässt sich zusammenfassend festhalten, deshalb ein höherstufiges Phänomen, weil *Begründungen* und *Rechtfertigungen* auf die zugrundeliegenden Fähigkeiten und Kompetenzen des Akteurs zurückgreifen. Rechtfertigungsfragen sind Fragen, die jene situativen Könnensbereiche offenlegen, die dem epistemischen Prädikat im Rücken liegen. Diese Skizze einer epistemischen Konstitutionsgeschichte zeigt, wie jedem ‚Wissen, dass‘ ein ‚Wissen, wie‘ vorausgeht, nämlich in Form des Entscheiden-Könnens, ob x ein F oder G ist. Je nach Kontext und Vorgeschichte kann es sein, dass gute Informanten unterschiedliche Fähigkeiten in Anschlag bringen müssen.³⁷

Wenden wir uns nun der Philosophie des Geistes zu, genauer dem privilegierten Zugang der ersten Person zu den eigenen mentalen Zuständen.

37 Die Rede von natürlichen Reaktionen bzw. von dem, was Regel und was Ausnahme ist, erweist ebenso hilfreiche Dienste, wird sie auf das Zweifeln, Lügen oder Annahmen übertragen. Alle drei Sprachformen setzen basalere Sprachspiele voraus, in denen etwas festgestellt bzw. die Wahrheit gesagt wird. Der pragmatische Boden lässt sich aber auch hier noch weiter verfolgen, hinein in die Bereiche natürlicher Zweifels- und Lügenäußerungen.

Das Problematische an Sätzen wie „Ich habe die Absicht, dass p“ scheint darin zu bestehen, dass nicht recht klar ist, von welcher Art die *Sicherheit* ist, mit der Personen ihre eigenen Zustände zur Sprache bringen. In der Regel wird die Sicherheit epistemisch gedacht, als eine Form des Wissens. Wittgenstein hat, bezogen auf expressive Schmerzäußerungen, dafür argumentiert, dass solche Sätze das *natürliche* Schmerzbenehmen ersetzen, es deshalb ratsam ist, nicht nach epistemischen, sondern nach handlungsbasierten ‚Sicherheiten‘ Ausschau zu halten. Ein solches Vorgehen kann auf andere (intentionale) Phänomene des privilegierten Zugangs übertragen werden. Der propositionalen Form „Ich habe die Absicht, dass p“ liegen viele begriffliche und vor-sprachliche Kommunikationsvollzüge im Rücken. Kinder *zeigen* zum Beispiel zahlreiche natürliche Willensbekundungen, wenn sie sich gegen das elterliche Mitmachen oder Mitspielen wehren, mit kreischender Stimme gegen das Waschen protestieren oder im tagtäglichen sozialen Interaktionsraum ihre Handlungspräferenzen offen legen. Das ist der primitive Boden des ‚privilegierten Zugangs‘! Später lernt das Kind dann, Ein-Wort-Sätze und Zeigegesten auf die natürlichen Reaktionen drauf zu satteln und mittels „Ball“ und „Durst“ über die eigenen mentalen Zustände Auskunft zu geben. Mir scheint, als würde sich das Rätsel der geheimnisvollen Autorität vor diesem entwicklungslogischen Hintergrund auflösen.

Zum Schluss will ich etwas zur Semantik der Vergangenheit sagen. Bedeutungstheoretische Fragen nach dem Funktionieren von Sätzen über die entfernte Vergangenheit werden kontrovers diskutiert.³⁸ Meines Erachtens leistet der Verweis auf die Begriffsgenealogie auch hier gute Dienste. Im Sinne der logischen Ordnung kann festgehalten werden, dass das Verständnis der Gegenwartsform jenem der Vergangenheit logisch vorgeordnet ist. Diese logische Ordnung zeigt sich in der genealogischen Stufenfolge sprachlicher Kompetenzen. Erst nachdem wir gelernt haben, gegenwärtige Phänomene sprachlich einzubinden, kann in einem zweiten Schritt die Fähigkeit erworben werden, mittels zeitlicher Indikatoren in beide Richtungen der Zeitachse voranzuschreiten. Wir lernen die *Feststellung eines Sachverhalts* in die Zukunft bzw. in die Vergangenheit zu legen. Der hier angesprochene Kompetenzzuwachs sprachlicher Art fußt seinerseits jedoch auf vor-sprachliche Zeiterfahrungen. Man denke etwa an natürliche, handlungsleitende Erinnerungen oder aber an die in die Zukunft gerichteten Willensäußerungen eines Kindes. In Anlehnung an das Verhältnis situationsabhängiger zu situationsunabhängigen Sätzen, zeigt sich auf der

38 Vgl. Tolksdorf 2008: 35–51.

sprachlichen Ebene auch bezogen auf die Zeitform eine ähnliche Sprachspiel-Logik: Die Gegenwartsrede legt den Grundstein für die Bedeutung der Vergangenheitssätze. Genauer: Das Verstehen der Vergangenheit spielt mit der Idee, dass ein geeignet platzierter Sprecher den entsprechenden Vergangenheitssatz hätte behaupten können – und zwar in der *Gegenwartsform*.³⁹

6. Bruner und der menschliche Spracherwerb

Der letzte Abschnitt der Arbeit wendet sich dem menschlichen Spracherwerb zu. Im Folgenden soll es um die Voraussetzungen und die ersten Schritte dieses Kompetenzzuwachses gehen. Es wird gezeigt, wie das sprachphilosophisch-genealogische Projekt auf diesen Themenbereich angewendet werden kann und wie sich das durch propositionale Ansätze offengelassene Feld philosophisch adäquat verständlich machen lässt. Zu diesem Zwecke werfen wir einen Blick auf die Sprachentwicklungspsychologie Bruners.

Es gibt viele interessante Überschneidungen zwischen Wittgensteins später Sprachphilosophie und Bruners Sprachentwicklungspsychologie. Die Darstellung einiger dieser Gemeinsamkeiten wird der Erläuterung des Spracherwerbsprozesses dienlich sein.

Explizit bezieht sich Bruner in seinem Buch *Wie das Kind sprechen lernt*⁴⁰ auf Wittgenstein an den Stellen, die sich mit der Kritik am semantischen Repräsentationalismus befassen. Der Repräsentationalismus ist eine Theorie, nach der die semantische Grundfunktion der Sprache in der Abbildung weltlicher Gegenstände besteht. Diesem Ansatz setzt Bruner eine Art Wittgensteinschen Funktionalismus entgegen, der für die vorliegenden Zwecke wie folgt beschrieben werden kann: Die Sinnhaftigkeit eines Zeichens hängt an seiner Stellung im Sprachspiel, wobei *Stellung* auf den pragmatischen Witz des Zeichens abstellt. Der Ausdruck „pragmatischer Witz“ wiederum soll sich sowohl auf das Zeichen und seine Relation zum Sprachspiel beziehen, also auch das Sprachspiel selbst und dessen Ort in unserer Lebensform thematisieren.

In diesem Zusammenhang folgt Bruner einer weiteren wichtigen Fährte Wittgensteins, nämlich der pragmatischen Ausrichtung des Sprachlichen. Bezüglich dieser können wiederum zwei Aspekte unterschieden werden.

³⁹ Vgl. Dummett 2005: Kap. 3 u. 4.

⁴⁰ Bruner 2002.

Erstens: Die Dreiteilung Syntax-Semantik-Pragmatik wird in ihrer wechselseitigen Verschränkung gedacht, wobei gleichzeitig die traditionelle Stufung von der Syntax zur Pragmatik auf den Kopf gestellt wird. Bruners entscheidende Einsichten der entwicklungsbezogenen Betrachtung des Spracherwerbs können nur dann in ihrer ganzen Strenge verstanden werden, wenn deutlich wird, an welchen Stellen er sich von bestimmten inhaltlichen Weichenstellungen Chomskys löst. Das heißt etwas genauer ausgedrückt: Er argumentiert gegen die Annahme, Sprachentwicklung sei primär eine Sache syntaktischer Satzbildungsfähigkeiten, für deren Ausbildung universalgrammatische Veranlagung und empirischer Sprachinput verantwortlich sind. Eine fatale Konsequenz dieser linguistisch-modularisierten Betrachtung besteht darin, dass die Sprachentwicklung von anderen kognitiven und sozialen Entwicklungsprozessen gelöst wird. Das Sprechen erscheint unter diesen Vorzeichen nicht als ein Handeln. Die unter anderem von Bruner ins Spiel gebrachte Umkehrung der Trias und die damit verbundene Wertschätzung für die Pragmatik öffnen den Weg für eine *ganzheitliche* Betrachtung des menschlichen Heranwachsens, in welcher sprachliche Handlungen als Ergebnis des Ausbaus einfacherer Handlungstypen sichtbar werden. *Zweitens:* Diese handlungsbezogene Ausrichtung der „Ganzheitlichkeit“ führt uns geradewegs zu der Verbindung zwischen *Sprache* und *Lebensform*. Bruners Funktionalismus orientiert sich an folgenden Zitaten Wittgensteins: „...eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen“ (PU 19), „Das Wort „Sprachspiel“ soll hier hervorheben, dass das Sprechen der Sprache Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform“ (PU 23). Dieser zweite Aspekt des Pragmatismus ist für den Fortgang der Abhandlung von zentraler Bedeutung. Später soll insbesondere auf die Bedeutung des Spielens für den Spracherwerb eingegangen werden. Das spielerische Vorbereiten der Sprache betont eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Wittgenstein und Bruner.⁴¹

An dieser Stelle kann jedoch schon einmal festgehalten werden, dass das Lernen einer Sprache, wenn dieser Vorgang von syntaktischen Engführungen befreit wurde, etwas mit dem Erwerb neuer Formen des Könnens zu

41 Es soll nicht verschwiegen werden, dass die Zusammenführung Bruners und Wittgensteins Grenzen hat. Deutlich kommen diese zum Vorschein, wenn Bruner seinen Pragmatismus mit psychologistischen Ideen versieht. Unter diesen Umständen bedeutet „pragmatisch“ dann so viel wie „eine Absicht ausdrücken“. Eine solche begriffliche Angleichung ist nicht zwingend verwerflich, in jedem Falle aber gefährlich. Die Gefahr besteht nämlich, dass ein bestimmtes Verständnis von „eine Absicht ausdrücken“ in den Psychologismus zurück fällt und so gegen Dummetts Vollblütigkeitsforderung verstößt.

tun hat – Könnensbereiche, die wir bereits auf einer *vor-sprachlichen* Ebene *auf andere Weise* bewohnen. Anders ausgedrückt: Spracherwerb bedeutet Kulturerwerb. Diesem Gedanken soll nun nachgegangen werden.

Das Hineinwachsen in eine Kultur hat eine bestimmte Vorgeschichte, verlangt also nach gewissen Voraussetzungen. Die für Bruner interessante Vorgeschichte ist eine der *vor-sprachlichen* Kommunikation und des vorbegrifflichen *Zurechtfindens*. Wenn er beispielsweise schreibt: „Der Spracherwerb beginnt bevor das Kind seine erste lexiko-grammatische Äußerung von sich gibt“⁴², dann erinnert das stark an Wittgensteins „primitive Handlungsformen“ und an seine Bemerkung: „Was wir Bedeutung nennen, muss mit der primitiven Gebärdensprache (Zeigegeste) zusammenhängen“. Bruner fasst dieses primitive ‚In-der-Welt-sein‘ unter die Begriffe „Format“ bzw. „Lernmatrix“. Beide Terme zielen auf natürliche und später vor-sprachlich konventionalisierte Situationen, die über eine innere Logik bzw. Struktur verfügen, welche die Rede von einem geteilten Erfahrungsraum plausibel macht.

Das Vorhandensein einer vor-sprachlichen Struktur impliziert aber auch, bei aller Plausibilität, eine sehr konkrete Gefahr. Bruner schreibt beispielsweise:

Diese abstrakten Unterscheidungen, welche das Kind beim Spracherwerb mit stupender Geschwindigkeit aufgreift, haben Analoga in der Art, wie das Kind schon zuvor seine Erfahrungswelt ordnete. Die Sprache dient dazu, Unterscheidungen, die das Kind schon machen kann, genauer zu bezeichnen, zu unterstützen und auf andere Bereiche zu übertragen. Die Unterscheidungen sind aber schon da, auch ohne Sprache.⁴³

Problematisch erscheint mir die Redeweise Bruners, derzufolge die Sprache eine vor-sprachliche Klassifikation lediglich genauer macht. Was kann das bedeuten? Um zwischen beiden Klassifikationen vergleichen zu können, muss erstens gesichert sein, dass es sich um ähnliche Arten der Klassifikation handelt, zweitens muss aber auch gesagt werden, was der Maßstab der Genauigkeit in diesem Falle ist. Interpretiere ich Bruner wohlwollend, dann können wir sagen, dass die Klassifikation mittels Farbprädikaten auf die natürliche Differenzierung zwischen Farben im Handeln aufsattelt, jedoch mit gleicher Berechtigung neue Dimensionen und Aspekte ins Spiel bringt, zum Beispiel die digitale Einteilung von Farbklassen oder den logisch-inferentiellen Raum begrifflicher Farbetiketten. Wenn wir die Rede vom Vergleich jener Kompetenzen also vorsichtig mit Inhalt füllen, dann erhält

42 Bruner 2002: 14.

43 Bruner 2002: 23.

Bruners letzter Satz einen klaren Sinn mit deutlichen Grenzen: Die Unterscheidungen waren im gewisse Sinne noch nicht da, die Sprache rekapituliert nicht nur, sie schafft neue Weltweisen, wenngleich, und damit hat Bruner Recht, ihre Klassifikationen vor-sprachliche Plattformen des Handelns benötigen.

Mit Bruner können wir also festhalten, dass so genanntes pragmatisch fundiertes ‚Weltwissen‘ der Sprache vorausgeht und den Erwerb dieser allererst zu einer kognitiven Leistung werden lässt. Aber Vorsicht ist geboten, dass im Zuge dieser Darstellung die Bedeutung der Sprache nicht wiederum unterbewertet wird. Der Leser mag Bruners Zitat mit den Worten Augustinus‘ vergleichen oder aber mit folgender Bemerkung Tomasellos:

Die Konklusion lautet also insgesamt, dass Affen andere verstehen, und zwar sowohl im Hinblick auf deren Ziele und Wahrnehmungen als auch im Hinblick darauf, wie diese zusammenwirken, um Verhaltensentscheidungen zu bestimmen. Mit anderen Worten: Sie verstehen andere als intentionale, möglicherweise sogar als rationale Akteure. Deshalb können sie jene praktischen Schlussfolgerungen ziehen...⁴⁴

Tomasello überträgt dieses Bild auch auf das Kleinkind und erzeugt, nicht erst durch diesen Schritt, in meinen Augen eine intellektualistische Legende. Die Anfangsstufen werden intentional zu stark aufgeladen, wodurch Sprache abgewertet wird. Bruners obiges Zitat bringt zumindest implizit die Gefahr mit sich, ähnliche Varianten des Psychologismus nahe zu legen. Ich denke also zusammengefasst, wir sollten die These vorsichtiger formulieren. Dass vorhandene Unterscheidungen sprachlich lediglich ersetzt werden, gilt bestenfalls für die ersten Schritte des Spracherwerbs – und ist selbst hier nicht ganz korrekt. Auf späterer Stufe kann mit vollem Recht gesagt werden, dass sprachliche Etiketten Klassifikationen konstruieren.

Kommen wir zu Bruners vor-sprachlichem Erfahrungsraum zurück, zu dem, was er Formate nennt. Ausschlaggebend ist für ihn, dass die Formate ein *soziales* Wesen haben. Hier wird die soziale Transformation des kognitiven Entwicklungsgedankens deutlich. Piagets Stufen der geistigen Entwicklung eines Menschen sind der Art, dass das Kind diese durch isolierte Auseinandersetzung mit der Welt erreicht. Unabhängig von der Frage, ob Piagets Stufen im Einzelnen aufrecht erhalten werden können, so muss doch in jedem Falle eingeräumt werden, dass Entwicklungsabläufe sozial-interaktionistisch fundiert sind. Das oben erwähnte „Weltwissen“ wird über soziale Interaktionen vermittelt.

44 Vgl. Tomasello 2009: 61.

Entwicklungspsychologische Studien haben gezeigt, dass die Entdeckung der Welt eines Kleinkindes dem Vorgehen kleiner Wissenschaftler gleicht. Zwei Dimensionen sprangen dabei besonders ins Auge: Kinder versuchen bereits nach wenigen Monaten *aktiv* und *zielgerichtet* in die natürlichen Abläufe einzugreifen. Es gibt gewissermaßen einen natürlichen Drang zum Mitmachen. Diesen finden wir später bei der Tätigkeit des Spielens wieder. Ein so gestrickter Aktionismus setzt die Fähigkeit voraus, Zweck-Mittel-Relationen einfachster Art erkennen zu können. Diese Fähigkeit wiederum ist von erstaunlich komplexer Natur, geht es in ihr doch darum, Handlungszusammenhänge logisch so zu ordnen, dass gewisse Elemente *als Zweck* und *als Mittel* verfügbar werden. Bruner erwähnt in diesem Zusammenhang den Kinderarzt Hanus Papousek, der nachweisen konnte, dass Säuglinge ihre Kopfbewegungen und den Saugreflex zielgerichtet einsetzen können, um etwas anderes zu beeinflussen. Eingerahmt werden diese vor-sprachlichen Aktivitäten von der noch basaleren sozialen Gerichtetheit des Säuglings auf *menschliche Züge*. Bekanntermaßen stellen die menschliche Stimme und die menschlichen Augen- und Mundbewegungen besondere Bezugspunkte der kindlichen Aufmerksamkeit sind. Ein Lachen verstärkt den Handlungsantrieb, wohingegen Ignoranz und Kälte diesen zum Erliegen bringen.

Ich will nun etwas genauer auf den Spracherwerbsprozess eingehen. Um die fundamentalen Entwicklungsstufen – und damit zusammenhängend: die Formen des Sinnvollen – sichtbar machen zu können, orientiere ich mich an eine Dreiteilung, wie sie beispielsweise von Canfield folgendermaßen vorgeschlagen wurde: *Proto-Sprachspiele, vor-sprachlich konventionalisierte Gesten und Gebärden, einfache Sprachspiele*. Tomasello kommt in seinen evolutionstheoretischen Studien zu einem ähnlichen Modell. Auf der Ebene der Proto-Sprachspiele finden wir einerseits Reaktionen des Kindes, die gewissermaßen unsere *anthropologische Basis* ausmachen. Gemeint sind damit natürliche Phänomene wie Lachen, Weinen, Betroffenheit oder aber die vielen Varianten, einen Drang zum Mitmachen kenntlich zu machen. Andererseits umfasst diese Kategorie aber auch erste Greifbewegungen und ‚Aufmerksamkeitslenker‘. Bezogen auf das Zeigen im Sinne des Proto-Sprachspiels und das entsprechende Verstehen einer solchen handlungsartigen Bewegung ist bei Wittgenstein interessanterweise das Folgende zu lesen:

Es liegt in der menschlichen Natur, das Zeigen mit dem Finger *so* zu verstehen. Und so ist die menschliche Gebärdensprache primär in einem psychologischen Sinne.⁴⁵

Die zweite Stufe der nicht-sprachlichen Gesten und Gebärden handelt dann beispielsweise von der Umwandlung der natürlichen Greifbewegung in ein Zeigen oder Auffordern. Hierbei geht es um das Phänomen, dass eine bereits verfügbare Bewegung (das Greifen) zielorientiert eingesetzt und so in einen sozialen Raum platziert wird. Diese Modifikation natürlicher Reaktionen bindet Gegenstände und Personen gewissermaßen aneinander. Canfields dritte Ebene umfasst darauf aufbauend zuerst einmal einfachste sprachliche Klassifikationshandlungen.

Diese drei Stufen stellen ein sinnbezogenes Kontinuum dar. Im Folgenden soll anhand der Dreiteilung angedeutet werden, wie eine pragmatische Genealogie aussehen könnte, die von der anthropologischen Basis zu einfachsten Sprachspielen führt, uns somit also den Spracherwerb verdeutlichen kann und zwar beispielhaft bezogen auf Sprachformen des Begrüßens und der Bezugnahme. Dadurch sollte es uns gelingen, dass durch den Propositionalismus entstandene Vakuum bezüglich der Konzeptualisierung des Spracherwerbs zu beseitigen.

Beginnen wir mit dem zweiten Beispiel, den sprachlichen Referenzhandlungen. Auf der Ebene der Proto-Sprachspiele lassen sich zahlreiche natürliche Individuationsleistungen erkennen, ohne welche die später auftretenden Bezeichnungen nicht denkbar wären. Diese Leistungen zeigen sich beispielsweise im Aufmerksamkeitsfluss des Kindes, im Nachvollziehen und Nachahmen der elterlichen Blickrichtung und natürlich im handlungsartigen Umgang mit verschiedenen Gegenständen. Auf der zweiten Ebene der Gesten und Gebärden werden natürliche Reaktionen in andere Kontexte transportiert, so dass quasi-konventionelle Zusammenhänge entstehen. Wir können uns leicht vorstellen, dass natürliche Greifbewegungen zu Zeigegesten modifiziert werden, sodass ein *Gegenstand* in mittlerer Entfernung, der selbst nicht erreicht werden kann, pragmatisch und intentional herausgegriffen wird. Das Zeigen ist ein Akt des Bezugnehmens. Gesten dieser Art können Bausteine einer Handlung des Bittens sein oder aber einfach nur die eigene Aufmerksamkeit anzeigen bzw. die der anderen auf diesen Gegenstand lenken. Aber auch primitive Dialog-Spiele fallen in diesen Bereich, bei denen die Kinder auf eine sprachliche Aufforderung nicht-sprachlich reagieren, also auf die Frage „Wo ist die Katze?“ lachend

45 Vgl. Wi11 2002: 153.

durch die Wohnung laufen und nach einiger Zeit laute Geräusche von sich geben. So werden Gegenstandsbezüge im Umfeld sozialer Interaktionen bereit gestellt. Auf der Ebene einfacher Sprachspiele lernt das Kind dann, den bereits konventionalisierten Handlungsraum sprachlich zu füllen. Mittels grober Klassifikationsausdrücke („Wau“) werden erstmals zeichentechnisch Gegenstände der Umgebung sortiert. In nachfolgenden sprachlichen Entwicklungsstufen geht es dann darum, diese groben Muster schrittweise zu konkretisieren. Ein Produkt der Konkretisierung ist die Verwendung von Eigennamen. Die für den Inferentialismus maßgebende Subjekt-Prädikat-Form hat also eine lange Geschichte hinter sich, in der gelernt werden musste, wie herausgreifend oder zuschreibend mit der Welt umgegangen wird. Die dargestellte Handlungskette besitzt meines Erachtens das Potential, die sprachphilosophische Problematik des Referierens ein wenig zu erhellen.

Für das zweite Beispiel, welches sich mit dem Erwerb sprachlicher Begrüßungshandlungen befasst, kann die Stufenfolge analog ausgearbeitet werden. Auf der untersten Ebene begegnen uns natürliche Wiedererkennungreaktionen, die auf Seiten des Kindes emotional aufgeladen sind. Zu denken ist hier an das Lachen, wenn ein bekanntes Gesicht im Blickfeld erscheint. Im Übergang von Proto-Sprachspielen zu Gesten und Gebärden befinden sich Umarmungen und Formen des *Auf-einander-zulaufens*, die eine Erweiterung der natürlichen Reaktion des Lächelns darstellen. Von hier aus ist leicht zu sehen, wie Winkbewegungen konventionalisierte Begrüßungen werden können. Der Sprung zum sprachlichen „Hallo“, verbunden mit anfänglichem Händereichen, ist dann nur noch minimal.

Die beiden Beispiele sichern die These des Aufsatzes, dass basale Formen der Normativität primär etwas mit einem Können, *Sich-Aus-Kennen* und *Sich-Verstehen* zu tun haben. Von propositionalen und inferentiellen Beziehungen war an keiner Stelle die Rede. Die Handlungswelt, in der diese Normativität greift, ist gleichsam mit Sinn schwanger.

Die in der Einleitung angedeutete Mittelposition kann rückblickend daher wie folgt formuliert werden: Das Erzählen einer philosophischen Konstitutionsgeschichte muss einen Nährboden voraussetzen, der nicht zu arm (frei von Sinn), aber auch nicht zu reichhaltig (propositionale Sprach- und Denkformen) ist. Aus diesem Grund ist die Rede von Formen des Sinnvollen unverzichtbar. Einige dieser Formen wurden im Verlauf angesprochen.

Aus dem bisher Gesagten wird ersichtlich, welche Bedeutung das *Spielen* für den Spracherwerb hat. Wittgensteins obiges Zitat beginnt nicht zufällig mit den Worten: „Das Kind lernt gehen, kriechen, spielen“. Im Fortgang des

Zitats geht es Wittgenstein dann gänzlich um das Spielen. Bruners Untersuchungen geben dem Sprachspielbegriff eine interessante *empirische* Unterfütterung. Er beobachtete die Kinder *Richard* und *Jonathan* ab dem 5. bzw. 3. Monat. Bereits zu dieser Zeit begannen die Kinder eine Art „Gegenstand weg – Gegenstand wieder da“ – Spiel zu spielen. Mir kommt es hier einzig auf den Punkt an, in wie weit die handlungsartige Struktur des Spiels den Spracherwerbsprozess fördert.

Das erwähnte Spiel wies, als ein *Format*, klare soziale und normative Ablaufsequenzen auf. Um sagen zu können, dass die Kinder im strengen Sinne des Wortes mitspielen, mussten sie die konstitutiven Elemente des Spiels differenzieren können. Genau diese Fähigkeiten konnten beobachtet werden. *Richard* und *Jonathan* verstanden, welche Sequenzen anfänglich, endend oder aber vermittelnd waren. Das heißt: Sie entwickelten ein Gefühl für die innere Logik der Interaktion. Das Erkennen der Sequenzen ist aus unterschiedlichen Gründen von zentraler Bedeutung. Auf der einen Seite schaffen solche Strukturen, analog der Begrüßungs- und Bezugnahme-Genealogie, Platzhalter für eine spätere sprachliche Modifikation:

Auf jeder Stufe dieser Entwicklungsreihe schafft die Mutter einen Platzhalter, der später durch symbolische Elemente ersetzt werden kann. Undifferenziertes Verweisen wird durch Zeigen ersetzt. Undifferenziertes Babbeln als Antwort auf Fragen beim Buch-Lesen wird zunächst durch Laute in Lexem-Länge und schließlich durch Wörter ersetzt.⁴⁶

Durch eine solche Abfolge wird das Spiel nach und nach verbalisiert.

Auf der anderen Seite ermöglicht das Spielformat einen Einblick in die Unterscheidung zwischen pragmatischer Tiefen- und realisierungsgebundener Oberflächenstruktur. Ob der Clown mit der linken oder rechten Hand versteckt wird, ob eine Puppe oder die Mutter verschwindet und wie viel Zeit bis zum Wiederauftauchen vergeht, all diese Fragen betreffen nicht den Witz des Spiels. Es ist diese Unterscheidung, die für den Spracherwerb äußerst relevant ist.

Abschließend sei noch einmal auf den Vergleich zwischen Kleinkindern und jungen Wissenschaftlern eingegangen, welcher bei der Betrachtung des vor-sprachlichen Spielens besonders nachdrücklich zur Geltung kommt. Beide Kinder zeigten von Beginn an ein Mitspiel-Interesse. Etwas genauer lässt sich sagen: Zuerst folgten sie den Handlungsabläufen interessiert, bevor sie später Akteure des Spiels sein wollten. Diese Aktivität des Mitspielens bezog sich einerseits auf die Tatsache, sich selbst verstecken zu wollen, an-

46 Wi11 2002: 72.

dererseits aber auch darauf im Sinne der dialogischen Rollentübernahme mit der Mutter zu spielen, d. h. die Gegenstände selbst zu verstecken.

Ich möchte mit einer erhellenden Bemerkung Bruners schließen, die eine Grundvoraussetzung genealogischer Sprachphilosophie markiert: „Wo ein Zuschauer war, soll ein Teilnehmer werden“.⁴⁷

Literatur

- Blackburn, Simon: *Ruling Passions*, Oxford 2000.
- Brandom, Robert: *Between Saying and Doing: Towards an Analytic Pragmatism*, Oxford 2008.
- : *Begründen und Begreifen – Eine Einführung in den Inferentialismus*, Frankfurt/Main 2001.
- Bruner, Jerome: *Sinn, Kultur und Ich-Identität*, Heidelberg 1997.
- : *Wie das Kind sprechen lernt*, 2. Aufl., Bern 2002.
- Canfield, John V.: *Becoming Human*, London 2007.
- Davidson, Donald: *Geistige Ereignisse*, in: ders.: *Handlung und Ereignis*, 2. Aufl., Frankfurt/Main 1998.
- Dummett, Michael: *Die Ursprünge der analytischen Philosophie*, Frankfurt/Main 1992.
- : *What is a Theory of Meaning? (I) und (II)*, in: ders.: *The Seas of Language*, Oxford 1993.
- : *Wahrheit und Vergangenheit* Frankfurt/Main 2005.
- : *Reply to John McDowell*, in: Randall Auxier / Lewis Hahn (eds.): *The Philosophy of Michael Dummett*, Chicago 2007.
- McDowell, John: *In Defence of Modesty*, in: ders.: *Meaning, Knowledge, and Reality*, Harvard 1998.
- : *Anti-Realism and the Epistemology of Understanding*, in: ders.: *Meaning, Knowledge, and Reality*, Harvard 1998.
- Price, Huw: *Naturalism without Mirrors*, Oxford 2010.
- Schneider, Hans J.: *Phantasie und Kalkül*, Frankfurt/Main 1999.
- : *Handlung-Verhalten-Prozess. Skizze eines integrierten Ansatzes*, in: Straub / Werbik (Hrsg.): *Handlungstheorie*, Frankfurt/Main 1999b.
- Searle, John R.: *Intentionalität*, Frankfurt/Main 1996.
- : *What is Language: Some Preliminary Remarks*, in: Günter Abel (ed.): *Kreativität. XX. Deutscher Kongress für Philosophie*, Hamburg 2006.
- Tolksdorf, Stefan: *Semantik der Vergangenheit*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 56, 2008.
- : *Die Vielfalt semantischer Komplexbildungsweisen*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 57, 2009.
- Tomasello, Michael: *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, Frankfurt/Main 2009.

47 Wi11 2002: 51.